



Laurent Gaudé

Eldorado

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Kalscheuer

Deutscher Taschenbuch Verlag



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

April 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© Actes Sud 2006

Titel der französischen Originalausgabe:

»Eldorado«

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung

eines Fotos von [buchcover.com/Thomas Langreder](http://buchcover.com/ThomasLangreder)

Gesetzt aus der Berling 10,5/14'

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24628-6

Meinem Vater.

*Dieses Buch, das Du nicht in Händen halten wirst,
widme ich in Gedanken ganz Dir.*

1

Der Schatten von Catania

An diesem Tag roch das Pflaster in den Gassen des Duomo-Viertels von Catania nach Fisch. Auf den dichtgedrängten Marktständen blitzten Hunderte von toten Fischen in der Mittagssonne. Am Boden fingen Eimer die Eingeweide auf, die die Männer mit einem Ruck herausrissen. Thun- und Schwertfische wurden präsentiert wie kostbare Trophäen. Mit zusammengekniffenen Augen standen die Fischer hinter ihren Auslagen wie wachsamen Händler. Die Menge schob sich langsam an ihnen vorbei, als habe sie beschlossen, sämtliche Fische Revue passieren zu lassen, zu prüfen, was ein jeder feilbot, im stillen Gewicht, Preis und Frische der Ware zu vergleichen. Die Frauen des Viertels füllten ihre Weidenkörbe, und die jungen Männer vertrieben sich hier die Langeweile. Man beobachtete sich von einer Straßenseite zur anderen. Manchmal grüßte man sich. Die Morgenluft umwehte die Männer mit dem Duft des Meeres. Es war, als seien die Fluten über Nacht in die Gassen gedrungen und hätten im Morgengrauen die Fische als Opfergabe zurückgelassen. Was hatten die Bewohner von Catania getan, um eine solche Belohnung zu verdienen? Das wußte niemand. Aber man durfte nicht riskieren, das Meer zu verstimmen, indem man seine Geschenke verschmähte. Die Männer und Frauen zogen mit der Hochachtung, die sich für Empfangende gebührt, an den Auslagen vorbei. Auch an diesem Tag hatte das Meer gegeben. Vielleicht würde eine Zeit kommen, da es sich weigern würde, den Fischern seinen Bauch zu öffnen. Da man die Fische tot, mager oder verdorben in den Netzen finden würde. Die Katastrophe ist niemals

fern. Der Mensch hat so viel gefehlt, daß keine Strafe auszuschließen ist. Vielleicht würde das Meer ihn eines Tages aushungern. Solange es gab, mußte man seine Geschenke ehren.

Kommandant Salvatore Piracci ließ sich von der Bewegung der Menge tragen und schlenderte langsam durch die Gassen. Er betrachtete die Fische, die in Reihen auf dem Eis lagen, tote Augen und offene Bäuche. Sein Geist war von dem Schauspiel wie gebannt. Er konnte die Augen nicht mehr davon abwenden, und was für alle anderen eine fröhliche Überfülle von Nahrung darstellte, erschien ihm als eine makabre Schau.

Er mußte sich gewaltsam von diesem Anblick losreißen. Eine Weile noch folgte er dem Strom der Passanten, dann blieb er vor dem Stand seines angestammten Fischhändlers stehen und grüßte ihn mit einem Kopfnicken. Sofort griff der Mann nach seinem Messer und schnitt wortlos eine schöne Scheibe Schwertfisch ab, so gut kannte er die Gewohnheiten seines Kunden. In diesem Moment spürte der Kommandant zum ersten Mal eine Gegenwart. Jemand sah ihn an. Er war sich sicher. Er war überzeugt, daß er belauert wurde, daß jemand ihn hinter seinem Rücken beharrlich fixierte. Als er sich umdrehte, sah er jedoch nur Schaulustige, die mit kleinen Schritten vorbeigingen. Er begegnete einigen Blicken. Ein paar Männer und Frauen hatten sich ihm zugewandt. Sie beobachteten ihn, weil er sich so plötzlich umgedreht hatte und seine rasche Bewegung im langsamen Strom der Menge aufgefallen war. Auch der Fischhändler war davon überrascht gewesen, und als er seinem Kunden die in eine Plastiktüte gepackte Schwertfischscheibe hinhielt, bemerkte er: »Nun, Kommandant, da hat Sie wohl ein Gespenst gestreichelt.« Er sagte das, ohne zu

lachen. Als wäre es etwas durchaus Mögliches, und der Kommandant, der darauf nichts zu antworten wußte, bezahlte schnell, um verschwinden zu können.

Er ging noch etwas weiter durch das Labyrinth der schmutzigen Gassen und atmete genußvoll den Geruch des Meeres ein, der von überall her aufstieg.

Er war froh, sich im Lärm der Straße wiederzufinden, doch inmitten dieser dichten Menschenmenge wurde seine Einsamkeit noch bedrückender als sonst. Vier Jahre zuvor hatte er sich von seiner Frau getrennt. Sie lebte nun in Genua. Er mußte an sie denken. Und wie jedesmal fragte er sich, was passieren würde, wenn es ihm einfiele, sie anzurufen. Sie war schon zu lange weg, als daß er hätte hoffen können, sie zurückzuerobern – oder das auch nur zu wollen. Nein, einfach nur anrufen, um sich zu vergewissern, daß sie da war. Leibhaftig da. Daß sie noch die gleiche Stimme hatte. Und daß sie seine Stimme noch wiederkannte. Daß nicht alles verschwunden oder endgültig anders geworden war. Ja, wahrhaftig, er war allein. Niemandes Sohn mehr. Weder Vater noch Ehemann. Ein vierzigjähriger Mann, der sein Leben ohne irgend jemanden führte, der einen Blick dafür übrig hätte. Er würde so weiterleben, Erfolg haben oder scheitern, ohne daß ein Mensch mit ihm darüber in Freudenschreie ausbrechen oder weinen würde.

Er ging durch die Marktstraßen und brütete über diesen Gedanken, als ihn plötzlich wieder das Gefühl überkam, daß er beobachtet wurde. Er spürte das Gewicht eines Blickes im Rücken. Er war sich sicher. Er spürte, wie er auf seine Schultern drückte. Diesmal drehte er sich nicht um. Er überlegte. Vielleicht waren es Taschendiebe, die ihm folgten. Das kam in den Gassen des Marktes häufig vor. Wenn dies der Fall sein sollte, war es das beste, ihnen zu zeigen, daß er über sie Be-

scheid wußte und daß sie ihn nicht würden überraschen können. Also drehte er sich um, so ruhig wie möglich, um der Gewalt standzuhalten, wenn sie ihm entgegenschlagen würde. Doch was er sah, versetzte ihn in Erstaunen.

Ein paar Meter von ihm entfernt stand eine Frau und blickte ihn an. Sie regte sich nicht. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Keine Forderung. Kein Lächeln. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf ihn gerichtet. Er war verblüfft von der Willenskraft, die von dieser Reglosigkeit, dieser Ruhe ausging. Sie blickte ihn an, wie man einen fernen Punkt fixiert, den man erreichen will. Er versuchte zu lächeln, doch es gelang ihm nicht ganz. Er wußte nicht, was er von dieser Erscheinung halten sollte. »Nun schauen mir also die Frauen nach«, wunderte er sich. »Und ich dachte schon, ich müßte mich schlagen.« Dann ging er weiter und dachte nicht mehr daran.

Er verließ die überfüllten Gassen des Marktes, und die Sonne glitzerte weiter auf den Dächern und dem Pflaster von Catania. Er verließ die Gassen des Marktes, ohne zu bemerken, daß die Frau ihm folgte wie ein Schatten.

Später am Nachmittag begann es zu regnen. Der Ätna warf seinen bedrohlichen Schatten über die Stadt. Kommandant Piracci beschloß, noch einmal aus dem Haus zu gehen. Er hatte seit zwei Tagen Urlaub und noch keine Zeit gefunden, seinen Freund Angelo zu besuchen. Wenn er sich in Catania aufhielt, war er der einzige Mensch, den er unbedingt sehen wollte. Angelo war etwa sechzig Jahre alt. Er war ein kleiner, magerer Mann mit ausgeprägten Gesichtszügen. Mit seinem weißen Haar und seinen blauen Augen wirkte er wie ein Seemann, wenngleich er nie zur See gefahren war. Er hatte sein Leben lang als Ingenieur gearbeitet, und nachdem er in den Ruhestand versetzt worden war, hatte er von seinen Ersparnissen den kleinen Laden an der Piazza Placido erworben, um darin Zeitungen zu verkaufen. Dort hatte Salvatore Piracci ihn kennengelernt. Er hatte so lange bei ihm seine Zeitungen gekauft, bis sie irgendwann ins Gespräch gekommen waren. Piracci war der Typ Mann, der im Umgang mit seinen Freunden reserviert, Unbekannten gegenüber jedoch aufgeschlossen war, so daß Angelo bald mehr über ihn gewußt hatte als die meisten, die ihm nahestanden.

Nachdem er seinen Regenmantel zugeknöpft hatte, drückte er die Tür seines Wohnhauses auf. Da standen sie sich plötzlich erneut gegenüber. Salvatore Piracci erstarrte. Da war sie. Genauso regungslos wie beim letzten Mal. Das gleiche entschlossene Gesicht und die gleichen weit offenen Augen, die den Himmel einfangen zu wollen schienen. Er stand still da. Er

wußte nicht, was er tun sollte. Er dachte noch, daß sie vielleicht verrückt war. Aber unterschwellig erinnerte ihn ihr Gesicht an etwas. Sehr entfernt und undeutlich. Er sah sie an und versuchte, in ihren Zügen eine vergrabene Erinnerung wiederzufinden, doch es wollte ihm nicht gelingen. Sie war durchaus schön. Eine dunkelhaarige Frau. Mit dunklem Teint. Schwarze Augen und abgezehrttes Gesicht. Während er sie betrachtete, brach sie das Schweigen: »Erkennen Sie mich nicht wieder, Kommandant?«

Sie hatte mit starkem Akzent gesprochen – türkisch vielleicht –, doch ohne einen Fehler. Salvatore Piracci wußte nicht, was er antworten sollte. Er konnte nicht sagen, wer diese Frau war, auch wenn er spürte, daß er sie tatsächlich nicht zum erstenmal sah. Er wußte, daß er sie nicht ohne etwas Hilfe wiedererkennen würde, und er ahnte, daß ihre Identität, wenn sie sich ihm offenbarte, ihm einen Schock bereiten würde. »Wo habe ich sie schon gesehen?« überlegte er, während er in einer Art Panik versuchte, sein ganzes Leben vor sich Revue passieren zu lassen. Doch sie ließ ihm keine Zeit weiterzusuchen. Sie zog eine alte Briefftasche hervor und entnahm ihr einen Zeitungsausschnitt, den sie ihm reichte. Er sah sie beklommen an. Er spürte, daß der Augenblick der Überraschung nah war. Als sein Blick auf das Foto des ausgeschnittenen Artikels fiel, hörte er die Stimme der Frau, als wolle sie das Aufsteigen seiner Erinnerung begleiten: »Die *Vittoria*. 2004.«

Kommandant Piracci brauchte den Artikel nicht zu lesen. Alles fiel ihm wieder ein. Die *Vittoria*. Ja, er erinnerte sich. Es war der Name eines Schiffes, das er weit draußen vor der italienischen Küste abgefangen hatte. Ein Schiff voller Flüchtlinge. Hunderte von Männern und Frauen, die seit drei Tagen auf dem Meer getrieben waren.

Als die italienischen Seeleute mit ihren starken Lampen an Bord gingen und das Deck absuchten, fanden sie eine Ansammlung von Menschen vor, die in Lebensgefahr schwebten – dehydriert, erschöpft von der Kälte, dem Hunger und der Gischt. Er erinnerte sich noch an diesen Wald von reglosen Köpfen. Die Überlebenden zeigten keine Freude, keine Angst, keine Erleichterung. Es herrschte nichts als Stille, manchmal unterbrochen vom Schlagen der Seile, die im Rhythmus der Wellen tanzten. Vor seinen Augen lagen Not und Elend. Er erinnerte sich, daß er versucht hatte, sie zu zählen oder ihre Zahl zumindest zu schätzen, doch es war ihm nicht gelungen. Sie waren überall. Alle ihm zugewandt. Alle mit diesem Blick, der zu sagen schien, daß sie durch zu viele Alpträume gegangen waren, um noch ganz gerettet werden zu können.

Sie ließen sie alle auf ihr Schiff umsteigen. Das brauchte Zeit. Man mußte ihnen helfen aufzustehen. Zu gehen. Manche waren zu schwach und mußten getragen werden. Als alle an Bord waren, verteilten sie Decken und heiße Getränke. An jenem Tag retteten sie sie vor dem sicheren, langsamen Tod. Aber die Männer und Frauen waren schon zu zermürbt, zu erschöpft. Es gab nichts mehr zu feiern. Nicht einmal ihre Rettung. Sie hatten eine Grenze überschritten.

Er hatte keine Ahnung, was diese Frau wollte, was geschehen würde, wie sie ihn wiedergefunden hatte, doch er hörte sich selbst sagen: »Kommen Sie. Bleiben wir nicht im Regen stehen. Gehen wir hinauf.«

Als er ihr die Tür aufhielt, setzte er zu einer Bewegung an, um sie hereinzubitten, eine kaum angedeutete Berührung an der Schulter, als wolle er sie trösten. Doch er brach ab, bevor er sie zu Ende führte. Es wurde ihm nicht bewußt, daß er zwei Jahre zuvor, 2004, genau den gleichen Impuls gehabt hatte, als

er den Arm ausstreckte, um ihr beim Überqueren der Gangway zwischen den beiden Schiffen zu helfen. Die gleiche Bewegung. Und auch da hatte er sie nicht zu Ende geführt und die Hand wieder zurückgezogen. Denn damals auf dem wackeligen Steg ebenso wie an diesem Abend am Eingang seines Wohnhauses hatte er am Blick der Frau gespürt, daß sie keinerlei Hilfe wollte. Daß sie allein und aufrecht gehen würde, solange sie entschlossen war zu leben. Er trat zur Seite und ließ sie zu seiner Wohnung hinaufgehen.

Er bot ihr an, auf einem der Sessel im Wohnzimmer Platz zu nehmen und ging in die Küche, um zwei Gläser Wein zu holen. Als er zurückkam, hatte sie sich nicht bewegt. Er traute sich nicht, ihr das Glas zu reichen – das erschien ihm zu vertraulich. Er stellte es auf den Couchtisch neben dem Sessel, den sie sich ausgesucht hatte.

»Erinnern Sie sich an mich?« fragte sie.

Er nickte, und das war keine Lüge. Es kam ihm selbst merkwürdig vor, immerhin waren seither zwei Jahre vergangen, aber er hatte nichts vergessen. Oder vielmehr, diese Gesichter, die er aus seinem Gedächtnis gelöscht zu haben glaubte, tauchten in allen Einzelheiten wieder vor seinen Augen auf. Als hätten sie sich ihm ein für allemal eingepägt. Ja, er erinnerte sich. Als sie die Menschen alle herübergebracht hatten, als sie dachten, das Schleuserschiff sei leer, nachdem sie auch noch die Toten an Bord geholt hatten, machten sie eine letzte Runde. Und da fand er sie. In einer Ecke zusammengekauert. Auf dem bloßen Deck sitzend. Die Hand ans Geländer geklammert. Er war langsam auf sie zugegangen. Hatte versucht zu lächeln. Er hatte etwas zu ihr gesagt, obwohl sie ihn nicht verstehen konnte – weil es ihm wichtig erschien, nicht zuzulassen, daß der Wind sie von allem abschnitt. Er hoffte, der Klang seiner Stimme würde sie dazu bewegen, loszulassen und ihm zu folgen. Doch sie rührte sich nicht. Er fragte sich, ob er würde Gewalt anwenden müssen und wie er sie dazu bringen könnte, das Geländer loszulassen, ohne ihr zu sehr weh zu tun. Ihre Zeit war gezählt. Schließlich sagte er sich, es wäre am einfachsten,

Hilfe zu holen. Zu zweit oder zu dritt würden sie es wohl schaffen, sie mitzunehmen. In diesem Moment begegneten sich ihre Blicke. Bis dahin hatte er nur eine eingemummte Gestalt gesehen, eine vollkommen erschöpfte Frau, eine dehydrierte arme Seele, die die Nacht nicht verlassen wollte. Doch als er ihrem Blick begegnete, war er erschüttert von der abgrundtiefen Trauer, aus der heraus sie sich mit aller Kraft ans Geländer klammerte. Es war der Blick einer vom Unglück getroffenen menschlichen Kreatur. Sie war vom Schicksal mit Schlägen überhäuft worden. Das sah man. Sie war von tausend Verletzungen verhärtet. Und er spürte, daß sie trotz der körperlichen Schwäche, die sie vielleicht unfähig machte, allein aufzustehen und ohne Hilfe zu gehen, unendlich viel stärker war als er, weil sie leidgeprüfter und zäher war. Das war gewiß der Grund, warum er ihr Gesicht nicht vergessen hatte. Doch er hätte nie gedacht, daß auch sein Gesicht sich ihr so tief eingepägt hatte und sie ihn zwei Jahre später in den Gassen eines Marktes wiedererkennen könnte. Was hatte sie in ihm gesehen? Das Gesicht des ersehnten Kontinents? Das der Fürsorge, der so lang erwarteten Hilfe? Oder das Gesicht dessen, der sie endgültig ihrem früheren Leben entrissen hatte?

Nach langen Minuten des Schweigens hatte sie das Geländer schließlich losgelassen. Von allein. Wenn er versucht hätte, sie zu zwingen, hätte sie sich festgeklammert. Oder sie wäre sogar über Bord gesprungen, da war er sich sicher. Sie hatte losgelassen, weil er ihr Zeit dazu gegeben hatte. Er begleitete sie bis auf die Fregatte hinüber. Und zu seiner großen Überraschung ging sie allein, ohne daß er sie hätte stützen müssen. Er berührte sie nicht. Er warf ihr nicht einmal eine Decke über die Schultern, wie er es bei den anderen getan hatte. Etwas an ihr verbot es. Eine Art natürlicher Würde, die jedes Mitleid von ihr fernhielt.

Ich habe Sie auf dem Markt gesehen. Ich habe sofort gewußt, daß Sie es sind. Machen Sie immer noch die gleiche Arbeit?«

Sie hatte plötzlich begonnen zu sprechen, und ihre Stimme erfüllte kraftvoll den Raum. Salvatore Piracci bejahte ihre Frage. Ja. Immer noch. Seit zwanzig Jahren. Er hatte als Leutnant auf der Fregatte *Bersagliere* angefangen, einem Militärschiff, das mit der Überwachung der Küsten vor Bari betraut war. Im Laufe der Jahre war er immer weiter aufgestiegen, bis er mit dem Kommando der Fregatte *Zeffiro* betraut worden war. Diese Aufgabe erfüllte er nun seit drei Jahren. Die meiste Zeit patrouillierte er vor der Insel Lampedusa, sein Leben war aufgeteilt zwischen seinem Schiff, den Zwischenlandungen in Lampedusa und seinem Heimathafen Catania. Doch im Grunde hatte sich nichts geändert seit damals, als er ein junger Mann war, von Leidenschaft für das Meer erfüllt, stolz auf seine glänzende Uniform und begierig, sämtliche Ozeane zu befahren. Die Albaner hatten den Kurden Platz gemacht, den Afrikanern, den Afghanen. Die Zahl der illegalen Einwanderer war unaufhörlich gestiegen. Doch es waren immer noch die gleichen Nächte im Rauschen der Wellen, durch die manchmal die Rufe eines Verzweifelten gellten, der aus seiner Nußschale gen Himmel schrie. Die gleichen Scheinwerfer, die die Fluten nach Booten absuchten. Die gleichen Menschenmengen, die in ihrer Erschöpfung und Verstörung weder Freude noch Schrecken zeigten, wenn man sie aufgriff. Menschen ohne Gepäck. Ohne Geld. Mit weit aufgerissenen Augen in der Nacht und tiefer Sehnsucht nach dem Festland. Immer

auch Leichen. Die, die zu lange auf dem Meer getrieben waren und mangels Nahrung oder Kraft zum Weiterrudern nun auf dem Grund des Bootes lagen, die Augen offen im Wind, der sie ins Verderben gestürzt hatte. Oder die, die in den Fluten ertrunken waren, weil ihr Boot gekentert war und sie nicht schwimmen konnten, die nach Tagen im Auf und Ab der Wellen an die Strände von Lampedusa oder anderswo gespült wurden, mitten unter die Urlauber.

Zwanzig Jahre dieser Nächte hatten sein Gesicht gezeichnet und tiefe Ringe unter seine Augen gegraben. Doch er sagte sich, wenn sie ihn erkannt hatte, konnte die Zeit ihn in diesen zwei Jahren zumindest nicht völlig entstellt haben.

»Und Sie?« fragte er schließlich.

Er wollte wissen, wovon sie gelebt hatte, was sie durchgemacht hatte, um auf Sizilien bleiben zu können und sich ein Leben aufzubauen. Aber sie antwortete nicht auf seine Neugier. Sie machte zunächst eine Handbewegung, um anzudeuten, wie lange es dauern würde, das alles zu erzählen, doch dann besann sie sich anders und sagte: »Ich habe auf meine Rückkehr hingearbeitet. Jetzt bin ich bereit.«

Der Kommandant lächelte. Unter diesen Massen von Verzweifelten schafften es also doch manche, ihr Ziel zu erreichen. Jahre harter Arbeit, um am Ende siegreich in die Heimat zurückzukehren.

»Sie kehren zurück nach Hause?« fragte er.

Die Antwort kam wie eine Ohrfeige.

»Nein«, versetzte sie mit dumpfer Stimme.

»Wofür sind Sie dann bereit?« fragte er etwas erstaunt.

Sie seufzte. Er begriff, daß die Antwort auf diese Frage kommen würde, daß sie ihm vielleicht sogar deshalb in seine Wohnung gefolgt war, aber daß er ihr Zeit lassen mußte. Daß sie zuerst andere Dinge würde erzählen müssen, um schließlich